

Stephan Ludwig Roth

Der «Gesammelten Schriften und Briefe» letzter Band

Von Leo Weisz

Wer da wußte, wie verstreut die Briefe, Tagebücher und wissenschaftlichen Abhandlungen des Pestalozzi-Schülers Stephan Ludwig Roth, des von den Ungarn hingerichteten Nationalhelden der Siebenbürger Sachsen sind, der mochte wenig Zuversicht hegen, als im Jahr 1925 ein junger Siebenbürger Gymnasiallehrer, *Otto Folberth*, daranging, aus dem Nachlaß des einzigartigen Theologen, Pädagogen und Patrioten nach einem großangelegten Plan «Gesammelte Schriften und Briefe» so zu edieren, daß sich aus ihnen auch eine lückenlose Lebensbeschreibung formen sollte. Ein waghalsiges Unternehmen, nachdem 1896 bereits ein ähnlicher, von der Familie Roth geförderter Versuch von Franz Obert nur zu einem mageren Ergebnis geführt hatte. Die Zweifel am Gelingen einer größeren Sammlung häuften sich noch, als in Siebenbürgen zwei Verlagsunternehmen hintereinander versagten und das mit unermüdlichem Fleiß und erstaunlichem Spürsinn in Angriff genommene Werk in einer politisch überaus bewegten Zeit steckenzubleiben drohte.

Aber die bewundernswerte Ausdauer und Zähigkeit Folberths meisterte die Schwierigkeiten. In den Jahren 1927—1928 erschienen im Klingsor-Verlag, Kronstadt, zwei Bände gesammelter Papiere aus den Jahren 1815—1820, und zwischen 1930 und 1939 kamen weitere vier Bände im Verlag Kraftt und Drottloff, Hermannstadt, mit Schriften von 1821 bis 1847 heraus, darunter zahlreiche Neuentdeckungen des überaus findigen Herausgebers. Die Auflösung der Verlagsfirma und der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen machten eine Fortsetzung unmöglich. Die Aussichtslosigkeit eines Abschlusses steigerte sich noch, als ein rumänischer Geschichtsforscher Ende 1939 im Staatsarchiv Budapest die Gerichtsakten des Roth-Prozesses, der am 11. Mai 1849 mit dem Todesurteil beendet hatte, entdeckte. Diese neuerschlossene Quelle ergab wohl, durch Aktenstücke des Bruckenthal-Museums und des Sächsischen Nationalarchivs in Hermannstadt ergänzt, eine lückenlose Dokumentation der bis dahin noch niemals völlig geklärten Ereignisse um den Tod des von ungarischen Chauvinisten verfolgten Roth, doch das neuentdeckte Material war so umfangreich, daß sich Folberth, der inzwischen — vor den Kommunisten fliehend — mit vielen Volksgenossen in Salzburg eine neue Heimat gefunden hatte, mit Recht die Frage stellte: «Gehören diese fast ausschließlich von fremden Händen herrührenden Schriftstücke in

getreten, was er von dieser Reise erwartete und worüber er sich dem Vater gegenüber, gleich nach der Ankunft in Yverdon, folgendermaßen geäußert hatte:

Lange Zeit war ich unschlüssig, ob ich diese weite Reise in dem teuersten Lande machen sollte oder nicht. [...] Doch der Gedanke, ich würde mir etwa durch eigene Einsicht in die jetzige berühmteste Methode Pestalozzis nicht nur selbst in meiner Vorliebe im Unterricht noch einen Zuwachs erwerben, sondern ich würde auch den armen Kindern das Lernen erleichtern können, gab den Ausschlag. Ich bin jetzt ganz von dem beseeligenenden Gefühl erfüllt, es würde diese Reise nicht nur mir, sondern auch Andern frommen. [...] Sollte diese Lehranstalt meinen Erwartungen entsprechen, so wäre ich geneigt, mich einige Zeit da aufzuhalten, und wenn ich mich überzeuge, daß die Methode Pestalozzis wirklich die beste sei und daß sie den Ruf wirklich verdiene, den sie jetzt von allen Seiten einerntet, so wäre ich auch bereit, sie in succum et sanguinem zu vertieren.

An Pestalozzis Seite lebte Roth auf; denn er war von Tübingen bedrückt nach der Schweiz gekommen. Aus seelischen Anfechtungen heraus hatte er vor Antritt seiner Reise nach Hause geschrieben:

Der Durst nach Erkenntnis wird immer heißer, und die Wege dazu verrammeln sich immer mehr vor meinen Augen. [...] Zwar gehört es zum Wissen, daß man wisse, daß man nichts wisse — aber das ist verflucht wenig — oder verflucht viel. Einige Zeit warf ich mich mit voller Begeisterung in die Arme der Philosophie. Hier und dort brach mir aus dem Dunkel ein Strahl der dämmernden Hoffnung, ich armer Narr eilte hinzu, und wie ich sie erreicht zu haben und, leichtsinnig genug, einiges sicher zu wissen glaubte, so erhob sie sich wie ein siebenfarbiger Regenbogen in die Luft. [...] Ich habe mühsam ein Werk aufgerichtet wollen und wie ich oben stehe, um die Sonne der Religion zu sehen, stürzt heimtückisch das Ganze ein. Es ist ein kurioses Ding mit der Philosophie. Man konstruiert sich Systeme, schaut das Absolute an, will sich Gott denken, stellt ihn auf einen Altar, um ihn anzubeten — aber, lächerlicher Wahn — es ist ja nur ein Gebilde unseres Geistes, es ist ein armseliges Idol, das wir mit unsern Lappen von Güte, Barmherzigkeit, Allwissenheit usw. behangen haben. [...]

Da ich sah, daß wir in unserer Erkenntnis keinen Maßstab für transzendente Wahrheiten haben, so umsaß ich mich, mit Wehmut, nach dem theologischen Offenbarungsglauben. [...] Die Dogmatiken jedoch, die ich zur Hand nahm, schmeckten verflucht strohartig, ohne Saft und Kraft. Manches war zum Genießen pur unmöglich. Christus hat kein System gelehrt. Er spricht zum Herzen, und seine Sprache ist eine Volkssprache. Nur können die Gelehrten be-

Die Begeisterung des Siebenbürgers für die Gedanken Pestalozzis nahm Monat für Monat zu, und er begann Schulkameraden nach Yverdon zu rufen, um dem Vaterland zu dienen. An einen ungarischen Freund, Johann Mudrony, mit dem er lateinisch korrespondierte, schrieb er am 9. Juni 1819:

Pestalozzi, ein seltener Mond unter blinzelnden Sternen, bringt, auf die erfahrungsmäßige Seelenkunde gestützt, das Erziehungswesen mehr vorwärts, als bis auf diesen Tag die Kräfte eines einzigen Mannes vermocht haben. Ich bin der festen Meinung: Gottes Vorsehung hat ihn dem absinkenden Menschengeschlecht zur Hilfe gesandt. Daher hab ich mich entschlossen, mein ganzes Leben der Ausübung seiner Methode zu widmen, die er zu unserm Heil entdeckt hat. [...] Ich ermahne, ja ich beschwöre Dich: Komm nach Ifferten und sieh, höre und wirke selber mit. [...] Ein annehmbares Studierzimmer kannst Du für zwei Thaler monatlich, ein Pfund Kerzen für sechs Batzen haben. Einfacher, aber ordentlicher Unterhalt kostet so viel, wie Du von Tübingen her gewohnt bist. Willst Du mit Pestalozzi zusammen essen, so hat er's Dir erlaubt. Daß die Reisekosten [...] höher sind als in Deutschland, weiß ich aus eigener Erfahrung.

Ganz im Geiste Pestalozzis schrieb Roth bereits am 30. Juli 1819 seinen Eltern die überraschenden Sätze:

Die Verbreitung Pestalozzischer Gedanken und Gefühle und die freie Aufnahme derselben ins Leben scheint mir unmöglich, wenn nicht das Volk in den Geist dieser zu unserem Heil entdeckten Erziehungsweise eingeführt und in ihm die Sehnsucht danach erweckt wird. Dann müßte ihm die Anwendung derselben in großer Ausdehnung möglich gemacht werden. [...] Die Sache verdient alle Beachtung, und wenn Gott will, wird sie sie auch bei uns finden. [...]

Die Armut unseres Volkes wäre für die Erziehung mehr als wichtig. Der Luxus der «Besseren», den nur die Liebe zu Weib und Kind und Familie heilen könnte, legt uns Abgründe in den Weg, in denen wir die Freiheit und das Leben für die Familie verlieren, während die Kinder in der Not und dem unbefriedigten Bedürfnis verwildern und für die Liebe zu Grunde gehen. Es macht es nicht das Stück Brot aus, das sie weniger essen, aber das macht es aus, daß das Kind keine Mutter es ihm darreichen sieht mit dem freundlichen Blick und daß die Dankbarkeit nicht durch das Leben des Bedürfnisses Wurzel schlagen kann, sondern höchstens als eine Pflicht, die man gegen Eltern haben muß, vorgestellt wird. Die Liebe und Dankbarkeit gegen Vater und Mutter gibt aber dem Kinde die erste wohlthätige Richtung, und auf der frommen Basis des Kinderglaubens, der Kinderliebe und der Kinderdankbarkeit baut sich der ganze künftige Charakter des Mannes und der Frau auf. Hätten wir Liebe zur Familie, so fänden wir unser Glück in der Familie, aber jetzt haben wir die Gasse und den Markt lieb, wo niemand wohnt. Die Liebe zur Familie, die alles einschränkt, sich Opfer gefallen läßt, für die Angehörigen in den Tod geht, diese fehlt uns. Die Familien aber sind die Pfeiler der öffentlichen Wohlfahrt, und kein Staat wird feststehen, wenn er nicht auf Familiengrund gebaut ist. Die

er zu keiner Partei gezählt werden kann. Sein Eifer aber für die Sache der Menschheit hat ihn oft zu Schritten verleitet, die über sein Vermögen waren, und dies ist die Ursache, warum er in ökonomischer Hinsicht geschwächt ist. Noch bleibt es mir ein Wunder, daß er nicht ganz zu Grunde gerichtet sei.

II.

Auf Wunsch des Vaters verließ Roth am 6. April 1820 Yverdon, obwohl der «Sprachunterricht» noch nicht abgeschlossen war. Trotzdem bescheinigte ihm Pestalozzi, daß er ihm «besonders im Versuch, den Sprachunterricht mnemonisch und psychologisch zu erleichtern und zu vereinfachen, sehr wesentliche Handbietung geleistet», indem er seine (Pestalozzis) «diesfälligen Grundsätze mit entschiedenem Erfolg auf den Unterricht in der lateinischen Sprache angewandt, so daß er in dieser Rücksicht wirklich Anspruch auf Dankbarkeit besitzt...»

Von Yverdon begab sich Roth für fünf Wochen nach Freiburg, um dort u. a. auch die Anwendung der (hohe Unkosten und den Lehrermangel bekämpfenden) Bell-Lancasterschen Unterrichtsmethode durch P. Girard beobachten.

Aus den von Freiburg aus an den Vater gerichteten Briefen seien folgende Stellen hierher gesetzt:

Obgleich sich hier hie und da noch manches Mönchswesen zeigt, so lebt doch im Ganzen ein herrlicher Sinn. Wäre ihm die aristokratische und jesuitische Partei nicht im Wege, so würde sich das innere Leben noch schöner entfalten und in gediegeneren Formen offenbaren...

Die (von P. Girard angewandte) Methode selbst verdient eigentlich diesen Namen nicht, wenn man nach der Pestalozzischen Methode den Begriff anstellt. In Yverdon versteht man nämlich unter Methode: den geistigen Entwicklungsweg in der Darstellung des Unterrichtsstoffes nach der Natur des Faches und der Natur unserer geistigen Empfängnis. Die Bell-Lancastersche «Methode» ergreift und diszipliniert den Stoff und dringt nicht so tief psychologisch. [...]

Meine Beschäftigung erstreckt sich auch auf die französische Sprache. Pater Barras, ein Freund von Girard, gibt mir täglich von 9½ bis 11 Uhr Unterricht. Wir bedienen uns zur Verständigung der lateinischen Sprache und übersetzen den Tacitus ins Französische. Nachmittags von 4½ bis 6 kommt der Lehrer dritten Klasse aus Girards Präliminarschule auf mein Zimmer. Mit demselben gehe ich Schritt für Schritt die Sprache des ultramontanen Volkes durch.

III.

Von Freiburg begab sich Roth am 15. Mai für «kurze Zeit» noch einmal nach Hofwyl, um dort für Siebenbürgen einen geschulten Landwirt anzuwerben. Die Fellenberg-Schule bot ihm aber so viel Interessantes, daß er eine ganze Woche dort

ein Werk, das nur ausnahmsweise und an wenigen Stellen Blätter zum Abdruck brachte, die nicht von Roth selbst stammten? Würden sie in großer Häufung nicht den Rahmen des Werkes sprengen?» Folberth entschloß sich, das ganze Aktenmaterial aus dem Sammelwerk herauszuhalten, es «zu einem eigenen Urkundenbuch zusammenzudecken und diesem einen ausführlichen Kommentar vorzuschicken, der den Zweck hatte, die kausalen Zusammenhänge zwischen den bezeugten Fakten und deren geistigen Hintergründen aufzudecken.» Auf diese Weise ist 1959, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem österreichischen Bundesministerium für Unterricht gefördert, im Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Graz und Köln, jener in diesen Spalten ausführlich besprochene stattliche, «Der Prozeß Stephan Ludwig Roth» betitelte Band I der «Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft Ost» erschienen, worin nicht nur das klare Profil eines der frühesten Nationalitätenpolitiker in der Donaumonarchie sorgfältig nachgezeichnet wurde, sondern auch einige der bestbeschriebenen und gründlichsten deutschsprachigen Kapitel der ungarischen Geschichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts zur Darstellung gelangten.

Der Erfolg dieser «Monographie des Politikers Roth» bewog die Deutsche Forschungsgemeinschaft, auch die «Gesammelten Schriften und Briefe» des großen Siebenbürgers zum Abschluß bringen und (durch den Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin) in Göttingen drucken zu lassen. — Der Ende 1964 erschienene 7. (Schluß-) Band ist reich befrachtet; Folberth hat dafür gesorgt, daß er wirklich eine Krönung seines vier Jahrzehnte in Anspruch nehmenden Lebenswerkes bilde, zu dessen erfolgreicher Beendigung ihm von den Lesern Dank, Anerkennung und Gratulation gebührt. — Der Band enthält außer Dokumenten aus den Jahren 1848/49 und Berichtigungen zu den Bänden 1—6 auch noch sehr interessante, 30 Seiten füllende «Mündliche Ueberlieferungen, Anekdoten und Legenden um St. L. Roth», aufschlußreiche «Biographische Zeittafeln», gründlich bearbeitete Personen-, Sach- und Ortsregister für alle sieben Bände; nicht zuletzt aber einen Nachtrag von 62 neuentdeckten Briefen, Ansprachen und Aufsätzen, die zu einer Bereicherung des Gesamtwerkes dienen. In diesem Nachtrag befinden sich einige Briefe, die für die Schweiz besonderes Interesse bieten und die wir den Lesern mitteilen möchten.

I.

Da die Siebenbürger Theologen vor Antritt eines Pfarramtes Schulunterricht zu erteilen hatten, entschloß sich der in Tübingen studierende Pfarrerssohn Roth, bei Pestalozzi in die Lehre zu gehen. Er unterbrach das Universitätsstudium und begab sich Anfang September 1818 über Konstanz, Schaffhausen, Zürich, Luzern, Altdorf, Furka, Grimsel, Grindelwald, Thun, Bern, Hofwyl nach Yverdon, wo er am 1. Oktober ankam und freundliche Aufnahme fand. Nach einer vierteljährigen Vorbereitung durch Pestalozzi erteilte er bereits nach dessen Methode Lateinunterricht. Es ist ein-

schnarchen das Ding, treiben durch Exegese und Interpretation allen Geist hinaus, kneten es zu einer Brähe und gießen es, nachdem das Herrlichste bereits gestorben ist, in ihre Formen. [...] Lange konnte ich es nicht aushalten, denn es war ihnen nicht um Gottes Ehre zu tun; sie wollten das Verdienst haben, den Dolmetscher der H. Schrift zu machen, die doch für jedermann verständlich ist. [...]

Wenn ich so manchmal vor meinem Manuskript sitze und mit meiner Pfeife einen mächtigen Tabakdampf um mich verbreite, dann sehne ich mich, liebe Eltern, wenn ich oft nicht weiß, was ich glauben und nicht glauben soll, nach Euch und Eurer unschätzbaren Liebe, deren ich am gewissesten bin.

Statt nach Hause zu fahren, ging Roth zu Pestalozzi, der sein geistiger Vater wurde. Freudig schrieb er den Eltern am 4. Mai 1819 nach Siebenbürgen:

Bald sind es zwei Monate, seitdem ich im Schlosse zu Iferten als ordentlicher Lehrer angestellt bin. Die Zeit geht, wenn man gehörig beschäftigt ist, im Umgang mit Pestalozzi äußerst angenehm und unvermerkt vorüber. Pestalozzi arbeitet unausgesetzt an der Herausgabe seiner Werke. Sein Fleiß ist beinahe unglaublich. Abends arbeitet er bis tief in die Nacht, und morgens, ehe die Hähne krähen, ist er schon tätig. Alter hat dem Feuer seiner Gedanken keinen Abbruch getan, nur scheint es mir, als gestalte sich jetzt seine Sprache in längere Sätze als früher. [...] Jedoch ist seine Schreibart immer so, wie er sie will. In seinen Reden übt er über die Zuhörer unbedingte Gewalt. In denselben geht er den gewöhnlichen Gang seiner täglichen Umgangssprache, und deswegen ist man ihm auch näher — — Auch ich werde bei Ausarbeitung einer Predigt nie die Kunst stark zu Hilfe rufen, um in der Sprache ja nichts Fremdes, Zerstreutes, Besonderes zu haben. Man hat vorgeschlagen und an manchen Orten durchgesetzt, daß bei uns (in Siebenbürgen) in hoher, reiner, dialekloser Sprache gepredigt werde; sollte der vermeinte Nutzen nicht mehr der Schule und der Verbesserung der Sprache als der Veredlung des Herzens dienen? Wenn Ihr, lieber Vater, vertraut mit mir reden wollt, würdet Ihr nicht viel lieber unsere schlicht-deutsche Muttersprache reden?

Herr Pestalozzi ist jetzt am Ende des dritten Bandes von «Lienhard und Gertrud». Er legt einen großen Teil seiner Staatsansicht hier nieder. Das Buch gewinnt hiedurch einen doppelten Sinn. Der Neugierige liest es als Geschichte, und der Unterrichtete betrachtet dies nur als Kleid und erfreut sich an anderen.

England nimmt großen Anteil an Pestalozzis Unternehmungen, und er verdient es wirklich, daß ein edles Volk ihm unter die Arme greift. [...]

Hier im Schlosse ist jetzt alles damit beschäftigt, um die Zimmer zu reinigen, die Gänge zu weißen und dem ganzen auch im Äußeren ein wohlgefälliges Ansehen zu geben. Obgleich diese Anordnungen von außen anfangen, so werden sie doch wohlthätig auf das Innere wirken. Diese Verbesserungen taten unserem Schlosse wirklich not, und es wäre noch lange nicht zum Tun gekommen, nachdem man lange gesprochen hatte, wenn nicht Schmid¹ Hand angelegt hätte. Die Stadt hätte eigentlich die Pflicht, das Gebäude in gutem Zustande zu erhalten, aber diese vielköpfige Obrigkeit ist ebenso langsam, wie an allen Orten.

¹ Pestalozzis Sekretär und ökonomischer Berater, dabei aber auch Anstaltslehrer für Mathematik und Zeichenkunst.

kann aber nur aus der Familie selbst hervorgehen, und die Kinderstube, wo eine liebe Mutter sitzt, ist ein Edelstein zum großen Heiligtum des Volkes. In den Städten ist das Familienunglück bereits groß, und täglich brechen neue Quellen hervor des Elendes, der Zerrüttung; aber die Städte haben nur den Anfang gemacht. Auf das Land hinaus zieht diese Krankheit auch schon. Auch hier werden alle Bande aufgelöst.

Neben dem Zentralproblem der Gesellschaftslehre Pestalozzis, der Familie, widmete Roth seine Zeit und Gedankenarbeit in Yverdon hauptsächlich der von Pestalozzi angeregten neuen Methode des Sprachunterrichts, insbesondere nachdem er von Pestalozzi den Auftrag zur Ausarbeitung einer Methodik des Lateinunterrichts erhalten hatte. Ende Juli 1819 berichtete er darüber dem Vater:

Mit der Ausarbeitung eines Elementarwerkes der lateinischen Sprache geht es ziemlich langsam vorwärts, jedoch vergeht beinahe kein Tag, wo ich nicht mehr oder minder daran arbeite... Bei gehöriger Muße, deus nobis haec otia dabit, will ich einmal wieder tüchtiger Hand ans Werk legen. Unterdessen lese ich Grammatiken und suche besonders alte hervor. Denn das ist eine unumstößliche Wahrheit: die Alten standen dem Unterricht näher und der Wissenschaft entfernt. Wir stehen vom Unterricht weiter weg und der Wissenschaft näher... Die Sache ist nicht schwierig, auch nicht strohartig..., aber Sitzfleisch muß man haben — und Sitzzeit. Mein Glauben, in einem Jahre damit fertig zu werden, hat die Abzehrung bekommen, indem ich jetzt deutlich einsehe, daß zu einer einigermaßen genügenden Ausführung mehr Zeit, als ich glaubte, erfordert wird.

Das hinderte indessen nicht, daß er bereits im November und Dezember 1819 Pestalozzi mehrere Kapitel fertig ablieferte, die so befriedigend ausfielen, daß Pestalozzi sie sogleich ins Französische und Englische übersetzen ließ.

In jenen Wochen schrieb Roth aus Yverdon einem Siebenbürger Lehrer folgende ausschlußreiche Zeilen:

Unser Haus, nur durch sich selber sich erhaltend, kann sowohl durch äußere als durch innere Gründe aufgelöst werden. Unserm Pestalozzi ist das Institut nie eine Geldquelle oder Goldader gewesen, an dem hohen Abend seines Lebens wird er dasselbe nicht dazu machen wollen. Sobald er daher die Ueberzeugung hätte, dasselbe stehe nicht mehr im Dienste der Menschenbildung und es könne weiter zur Auffindung der Elementarbildung nichts Bedeutendes beitragen, würde er selbst die Hand zu seiner Auflösung legen. [...]

Pestalozzi scheint mehr um Krieg zu führen, als um Frieden zu genießen, in die Welt gesetzt worden zu sein. Mit Schild und Speer steht er im Herzen seines wenig erkenntlichen Vaterlandes. Selbst die Stadt, worin wir leben, ist uns abgeneigt. [...]

Vermöge den hier überwiegenden aristokratischen Grundsätzen ist ihm ein großer Teil der Schweizerstädte abhold. Seine reine Volksliebe zieht ihm viele Tadler zu, macht ihm viele Hasser. Die Regierung selber [...] steht teils als müßiger Zuschauer da oder sperrt sogar den Einfluß unseres Hauses durch geistige Mauern und Schlagbäume. Ja es werden sogar Schritte zur Untergrabung getan. [...] Ueberhaupt kannst Du Dir den Geist der Zeit gar nicht vorstellen. [...] Eine Klasse, die sich besser dünkt als eine andere, arbeitet Pestalozzi entgegen, obgleich

verbrachte. Von Hofwyl herholte er an einem Hermannstädter Freund ein umfangreiches, seine letzten Schweizer Eindrücke zusammenfassendes Schreiben, woraus folgende Stellen entnommen seien:

Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich den 6. April das geliebte Yverdon verließ. Ich schlug den Weg nach Freiburg ein. Hier hat Pater Girard, Guardian des Klosters der braunen Franziskaner daselbst, die Stadtschule nach dem Muster englischer Schulen eingerichtet. Bell und Lancaster's Lehrart verbreitet sich immer mehr in der Welt. Es ist gewiß merkwürdig in einem so kleinen Lande, wie die Schweiz, drei so berühmte Pädagogen zu finden: Pestalozzi, v. Fellenberg und P. Girard. Alle drei gehen Einem Ziele auf verschiedenem Wege entgegen. Nach den Versicherungen reisender Gelehrter, die in England selbst gewesen sind, soll P. Girard den englischen Mechanismus sehr vergeistigt haben. Seine Schule soll die beste Anstalt dieser Art in Europa sein. Ihr Wesen gründet sich vorzugsweise auf die Verteilung einer großen Klasse in mehrere Abteilungen, wo ein Zögling den andern unterrichtet. P. Girard hält viel darauf, daß nur Ein Lehrer einer großen Klasse vorstehe und den ganzen Umfang der Bedürfnisse versehe. Bei Pestalozzi und v. Fellenberg dagegen erteilt jeder Lehrer in seinem Hauptfach einen Teil des gesamten Unterrichts, und Beide hoffen vom Beschlusse des gesamten Unterrichts dieselbe Frucht, die P. Girard sich verspricht. Ich habe in Freiburg einen Mond und $\frac{1}{5}$ zugebracht. Hier hatte ich das seltsame Glück, Jesuiten zu sehen. Beinahe wäre es hier wegen Aufnahme derselben zu einem Aufruhr gekommen. Freiburg zählt 8 Klöster. Seitdem der Orden ad majorem dei gloriam aufgenommen worden ist, herrscht in den einzelnen Familien sogar Uneinigkeit. Wo kann man aber besser fischen, als im Trüben? —

Den 17. d. M. (Mai) kam ich in Hofwyl an... Herrn von Fellenberg kenne ich schon von vorher. Seine Anstalt geht ins Große; und wenn gleich keine schöpferische Idee aus seiner Schule hervorgegangen ist, so benutzt er doch alles Gute, was über Erziehung gedacht worden ist. Er hat eine Schule für höhere Stände (gelehrte Schule), eine für arme Kinder, und eine Landwirtschaftliche Anstalt.

Es macht mich so unzufrieden mit mir, wenn ich 9- bis 10jährige Kinder den Homer lesen sehe, wenn ich bedenke, daß mir kaum ein Blick hinein erlaubt ist. Wir hatten zu schwache Lehrer, und die Stimme der Starken drang nicht durch. An der gelehrten Schule v. Fellenbergs sind gegen 30 Lehrer angestellt. Stell' Dir nun das Leben hier vor. Es ist ein hoher Genuß, mit diesen Leuten umzugehen. Ich wünschte Dich gerne hieher. Zwar wollte ich hier nur einen Tag bleiben, um diesen Mann... noch einmal zu sehen. Herr v. Fellenberg ersuchte mich aber, wenigstens eine Woche hier zu bleiben, und hat mir ein Zimmer eingeräumt, in welchem ich Dir jetzt schreibe. Er hat mir auch eine Lehrerstelle, wenn auch nicht ausdrücklich, doch mit Winken angeboten. Ich wollte es gerne, kann es aber nicht. Meine Eltern wünschen, daß ich zurückkäme, und dieser Ruf ist stärker, als jeder andere. — Von hier geh ich über Basel nach Straßburg, um alsdann über Karlsruhe und Tübingen nach Ulm zu kommen, wo ich gesonnen bin, mich einzuschiffen.

Diese Reise wurde rasch ausgeführt, und nur in Tübingen unterbrach sie Roth etwas länger, um nach Bestehen einer Prüfung mit einer Dissertation über «Das Wesen des Staates als eine Er-

ziehungsanstalt für die Bestimmung des Menschen» bei Professor Eschenmayer zum Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste promoviert zu werden. — Am 18. Juli 1820 trifft Roth in Wien ein, wo die Regierung nicht nur seinen Vorschlägen zur Einführung der schweizerischen Erziehungsreformen die kalte Schulter zeigt, sondern Roth sogar «das Tragen des im Ausland erworbenen Dokortitels» verbietet. Enttäuscht reist er heim, wo er am 23. September eintrifft.

IV.

In Siebenbürgen gab sich Roth alle Mühe, das in der Schweiz Gelernte sinngemäß anzuwenden. Ende Januar 1822 erschien von ihm — nach langen Zensurplackereien — ein Aufruf Pestalozzischen Stiles: «An den Edelsinn und die Menschenfreundlichkeit der sächsischen Nation in Siebenbürgen, eine Bitte und ein Vorschlag für die Errichtung einer Anstalt zur Erziehung und Bildung armer Kinder für den heiligen Beruf eines Schullehrers auf dem Lande»; doch die nötigen 1000 Gulden kamen nicht zusammen. — Dann suchte er den in Yverdon begonnenen «Sprachunterricht» abzuschließen und ließ den ersten fertigen Entwurf im Februar 1822 dem Siebenbürgischen Gubernium in Klausenburg mit folgendem Gesuch vorlegen:

«Elise von Valberg»

Zur Aesthetik des Rührstückes

Von Ernst Howald

Elise von Valberg ist der Titel eines Schauspiels von August Wilhelm Iffland, eines «Rührstücks». Es wurde um 1790 geschrieben, also in der Mannheimer Zeit des berühmten Schauspielers und Dichters. Durch die Bezeichnung Rührstück wurde die ganze in den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts in Deutschland und Frankreich die Bühne beherrschende Gattung von Schau- und Lustspielen diskreditiert, da die Aesthetik sich ganz auf die Antike, auf Aristoteles und die griechische Tragödie ausrichtete. Da aber der Publikumserfolg davon unbeeinflusst andauerte — unter Goethes Theaterleitung wurden in Weimar den dankbaren Zuschauern zweihundrertundfünfzig Stücke Ifflands in 371 Aufführungen dargeboten — mußten ihr auch in der Theorie gewisse Konzessionen gemacht werden: man nahm die Rührstücke, freilich mit allen Zeichen des Unwillens, als «mittlere Dramatik» (die Romantiker) oder als «Mittelgattung» (Hegel) in die Kategorien dramatischer Produktion auf. Im 19. Jahrhundert verschwanden sie zuletzt ganz, und auch das Theaterpublikum kehrte sich dank besserer ästhetischer Schulung von ihnen ab: sie wurden durch nicht minder Fragwürdiges ersetzt, nämlich durch soziale und politische Propagandadramatik.

Unterfertiger gibt sich hiemit die Ehre, beiliegende Schrift unter dem Titel: «Pestalozzis Grund und Wesen des Sprachunterrichts oder Ifertener Nachtwachen» der Zensur eines Hochlöblichen Königlichen Landesguberniums mit der besonderen Bitte zu unterbreiten: Hochdasselbe möchte, teils in Betracht unserer Druckanstalten, die, nach dem Stand der Dinge, keine Bücher solcher Art verlegen können, teils aus Rücksicht gegen den Skribenten, den ein Gleiches zu tun, ökonomisches Unvermögen hindert, Unterfertigtem die spezielle Erlaubnis gnädigst erteilen, genanntes Werk in und außer den Kaiserlichen Staaten ganz oder heftweise drucken zu lassen, damit demselben, falls der Druck im Ausland geschähe, freie Einfuhr in unser Vaterland, für welches insbesondere der Verfasser, nach Maßgabe seiner Kräfte, arbeiten wollte, gestattet würde. In vollkommenster Hochachtung eines Hochlöblichen Königlichen Landesguberniums untertänigster Diener.

St. L. Roth

Die Bitte blieb ungehört, was jedoch Roth nicht daran hinderte, am «Sprachunterricht» weiter zu feilen und ihn zu vervollkommen. Yverdon wurde im März 1824 für immer geschlossen, der «Sprachunterricht» gelangte am 24. Juli 1824 zum Abschluß. Gedruckt wurde er erst hundert Jahre später, als Folberth die zum Vorschein gekommenen Fragmente der bemerkenswerten Schrift 1928 im 2. Band der «Gesammelten Schriften und Briefe» von St. L. Roth veröffentlichte.

wirklich um ein so einfaches Motiv handle. Die Höflinge sind sich nicht einig, ob die vom Fürsten Auserwählte einfältig oder einfach sei. Seltsam ist auch, daß ihr bedeutend älterer Bruder, der Amtshauptmann von Valberg, wieder an den Hof gerufen wurde. Er war der Erzieher des Fürsten gewesen und seit drei Jahren durch die Intrigen der Kamarilla auf einen ländlichen Posten abgeschoben worden. Der zweite Teil des ersten Aktes spielt im Valbergschen Stadthaus. Auch hier erfahren wir Wichtiges, teils durch einen treuen Diener, teils durch den Bräutigam Elisens, die beide mit Sorge die Gefahren sehen, die Elisens Ehre drohen. Nur Elise selber ist völlig arglos, in ihrer Unschuld merkt sie nicht, daß sie den Fürsten liebt, sie glaubt ihn zu bewundern, begreiflicherweise, da er in außerordentlich zarter Weise ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht, zum Beispiel durch Wohltaten an arme und unglückliche Untertanen. Während des Gesprächs zwischen Elise und ihrem schärfer sehenden Bräutigam tritt nun der Bruder auf. Rasch beginnt er, da er den Hof kennt, die Situation voll Schrecken zu durchschauen, besonders als er erfährt, daß Elise vom Fürsten zur Hofdame ernannt werden soll, eine Ernennung, die sonst selbstverständlich das Privileg der Fürstin ist, während er selbst als

seinen Degen abgeben und darf das Schloß nicht verlassen. Da er seine Schwester selbst nicht mehr schützen kann, übergibt er sie der Oberhofmeisterin, die eine treue Freundin der Mutter der Geschwister Valberg gewesen war und auf deren Frömmigkeit er sich verlassen zu können glaubt. Die Szene ist kostbar, ihr dramatischer Zweck ohne weiteres klar: Elise muß im Schloß sein, damit das geschehen kann, was der nächste Akt bringt. Dieser Akt bildet den Höhepunkt des Stückes, um seinetwillen ist es heute noch lesenswert.

Alles Bisherige dient nur zur Vorbereitung dieser einen, großartigen Szene des vierten Aktes, neben der, was vorausgeht und, wie wir sehen werden, auch was nachfolgt, völlig verschwindet. Begegnung der beiden Zentralfiguren, der Fürstin und Elisens. Daß diese Begegnung erfolgreich werden könne, scheint anfänglich gänzlich unwahrscheinlich, ja unmöglich. Alle Einwände Elisens brechen an Stolz, Hochmut, Mißtrauen und Eifersucht der Fürstin. Sie hält ein Gespräch mit diesem Kind, das sie tief unter sich sieht, für unter ihrer Würde. Die Situation wird für Elise noch verschlimmert durch die Anwesenheit eines Hofkavaliers, eines jener Intriganten, denen am Sturz der Valbergs gelegen ist. Elisens einziges Anliegen — was könnte sie für ein anderes haben —, das sie in kindlich ehrerbietiger Weise vorbringt, ist die Freilassung ihres Bruders. Worauf die Fürstin sofort eingeht.

Es ist, als bestünde doch schon ein leichtes Fluidum von Sympathie zwischen den beiden weiblichen Wesen, wenn auch der Ton der Älteren unverändert hart bleibt. Immerhin scheint die überströmende Dankbarkeit Elisens nicht ohne Eindruck auf die Fürstin zu sein. Sie scheint in den Äußerungen des Mädchens die ehrliche Verehrung und Liebe zu fühlen. Auf alle Fälle ist das der Moment, wo sie den böartigen Kavalier fortschickt. Die beiden sind nun ganz allein miteinander. Noch gibt es freilich Schwierigkeiten. Mißtrauisch stellt die Fürstin fest, daß Elise offenbar gut orientiert sei über die unerfreuliche Situation am Hof und in der fürstlichen Ehe. Diese weist die in dieser Bemerkung liegende Unterstellung sanft zurück und erklärt ihre Teilnahme mit ihrer Liebe zur Fürstin.

Fürstin: «Sie lieben mich, weil ich Ihren Bruder befreit habe. — Sie lieben, weil Sie vorher geführtet haben.»

Elise: «Gefürchtet? — O nein, ich habe nichts gefürchtet... Bange wird mir es hier im Schloß, weil niemand von Herzen weg mit mir spricht. — Aber mit Ihnen kann ich reden, was ich denke — und nun ist mir wieder wohl.»

Fürstin: «Können Sie das? Wollen Sie es auch?»

Elise: «O ja.»

Fürstin: «Sehen Sie mir ins Auge —»

Elise: «Ich tue es gern — Es ist so viel Güte darin. (Sie seufzt) Nur —»

Fürstin: «Was?»

Elise: «Darf ich reden, was ich denke?»

Fürstin: «Was Sie denken.»

HONIG UND BLAUE SCHATTEN

Aus einem Brief Marianne Willemers an Goethe

Frankfurt, den 16. Februar 1831

Endlich kann ich Ihnen melden, daß der Honig glücklich angelangt und bis Sonntag oder Montag spätestens in Weimar ankommen wird; es wird mich recht erfreuen, wenn er die guten Eigenschaften seines Vorgängers besitzt. Es macht doch wirklich einen wunderlichen Eindruck, wenn man diese Schachteln sieht mit der unverkennbar italienischen Aufschrift; man wird augenblicklich in jenes einsame hohe Bergdorf versetzt, wo sie gefüllt und überschrieben werden, man sucht in Gesellschaft der fleißigen Tierchen die hohen unwirtbaren Felsen auf, man erinnert sich der spärlichen Blumen-Eilande, der überaus schönen blauen Sturmhaube, die den feinen Honig größtenteils liefert, ja man reist von Ort zu Ort den Berg herab bis an den See, über den See, über die Alpen, und so weiter, und sieht mit einigem Befremden diese leblosen Dinge an, wie sie soeben von einem Weg kommen, den man mit Sehnsucht und Neigung überdenkt und durchreist; wird es mir wohl noch einmal vergönnt? Um von diesem Schatten einer schönen Hoffnung auf die wirklichen blauen Schatten zu kommen, so habe ich sie wirklich so vollkommen an dem nämlichen Tage beobachtet, als das Nordlicht gesehen wurde, und zwar eine Stunde vorher, gerade bei Sonnenuntergang, der damals besonders feurig und glänzend war, so daß die Beleuchtung wie Flammenröte aussah; es mag wohl schon ein Verbote der späteren Naturerscheinung gewesen sein. Was nun die blauen Schatten anbelangt, so hatte man Gelegenheit, sie in allen Tinten zu sehen, vom hellsten Blau bis zum schönsten tiefsten; war nun etwa der Grund, worauf die Schatten lagern, ein schönes Gelb, so sah man das herrlichste Grün in eben so verschiedenen Nuancen. Ein Bekannter, den wir gerade trafen und der diese Erscheinung zum erstenmal bemerkte, wollte durchaus die Ursache wissen und konnte gar nicht begreifen, daß schwarze und bunte Kleider, Vorsprünge an Gebäuden, ja Wagen und Pferde dieselbe Wirkung machen können. [...]

Ihre treue

Marianne

Entnommen dem Band «Marianne und Johann Jakob Willemers, Briefwechsel mit Goethe»; herausgegeben von Hans-J. Weitz; Insel-Verlag. — Eine ausführliche Besprechung des Bandes wird folgen.

Sie keine Gefühle. — Ich stehe nicht auf, bis Sie mir die Hand darauf reichen, daß eine Wahrheit in meinen Worten ist, die Sie betrübt — und doch beruhigt hat; daß Sie Mut haben, glücklich zu machen und glücklich zu sein. Fürstin, der Augenblick ist da — er kommt nicht wieder — Reichen Sie mir Ihre Hand!»

Das tut die Fürstin. Rührend ist, wie sie sich der Seltsamkeit der Situation bewußt ist, daß nämlich das Mädchen, um dessen unbewußte Liebe zum Fürsten sie doch weiß, alles tut, sie und den Fürsten glücklich zu machen. Leise macht sie Elise darauf aufmerksam, daß sie alle Fehler nur bei ihr sucht. Das führt zu einer reizvollen Fortsetzung. Ohne Bitterkeit und gleichsam mit schwesterlichem Mitgefühl fragt sie plötzlich: «Sie lieben den Fürsten?» Elise zuckt zusammen, die Fürstin fährt aber fort: «Aber Sie lieben ihn, wie ein frommer Geist den andern. Aus Liebe zu dem Für-

Aber, so erlauben wir uns zu fragen, warum soll man eigentlich nicht rühren? Als Nebentöne verwendet auch die hohe Tragödie, namentlich am Ende der Stücke, häufig Rührungselemente. Die Rührstücke arbeiten dagegen ausschließlich mit ihnen. Die guten und gelungenen unter ihnen bauen auf einer wohldisziplinierten Folge von Rührungseffekten auf. Sie spielen mit Virtuosität auf der Klaviatur unserer Gefühle. Zu diesen wohl gelungenen gehören nicht wenige Stücke Ifflands. Sicher zeigen sie, was man ihnen gern vorwirft, eine gewisse Uniformität der Konflikte und der Charaktere. Auf Vielgestaltigkeit und Abwechslung in dieser Hinsicht legen sie keinen Wert, ihnen ist es um etwas anderes zu tun. Sie gehen darauf aus, den gleichen dramatischen Voraussetzungen durch andere Abfolge unserer Ergriffenheit neue Aspekte zu verleihen. Darin wollen sie ihre Meisterschaft bewähren. Die gleichen Konflikte erhalten durch neue Wendungen, durch unerwartete und doch folgerichtige Entwicklungen, durch raffinierte Ueberraschungen einen bisher nicht erlebten Reichtum von Gefühlen im Zuschauer. Voraussetzung ist freilich unsere Bereitschaft, uns rühren zu lassen, die Nuancen der rührenden Geschehnisse auszukosten. Dabei kommt es nicht auf den einzelnen Rührungseffekt an. Darum ist es im Grunde falsch, wenn in germanistischen Arbeiten ein Katalog der Ifflandschen Rührungen (und der Kotzebueschen) hergestellt wird¹, so amüsant und unterhaltend ein solcher auch sein mag. Darauf kommt es nicht an. Das Entscheidende ist ihre Abfolge innerhalb eines Dramas, ihre Dosierung, ihre Steigerung usw. Das läßt sich aber nicht oder nur unvollkommen summarisch darstellen. Dazu bedarf es der Interpretation eines einzelnen und zwar ganzen Theaterstückes. Dieser Versuch sei im folgenden unternommen. Natürlich kann es sich nur um ein Herausarbeiten der Hauptlinien handeln, um das Abhören ihrer Rührungsentwicklung. Unser Schauspiel gehört nicht zu den berühmten, auch nicht zu den gewöhnlichen der Ifflandschen Stücke. Es spielt nicht in der ihm geläufigen bürgerlichen Welt, es macht nicht mit oder doch nur scheinbar in dem ihm vertrauten Sausculottismus gegen die Aristokratie, es spielt an einem Fürstenhof. Die Fürsten stehen sonst bei Iffland außerhalb der eigentlichen Handlung, als Vertreter der Gerechtigkeit, darum eventuell als *Dei ex machina*. Die Repräsentanten des Bösen, der Ungerechtigkeit, der Gewalt sind ihre Minister, ihre Geheimräte oder andere Beamte, Adelige und Neu-reiche.

Zu Beginn des Dramas «Elise von Valberg» vermutet man, es handle sich um eine Verführungsgeschichte, etwa in der Nachfolge der Emilia Galotti. In diese Richtung werden wir durch die ersten Szenen gewiesen, in denen wir intrigante Höflinge, Kammerdiener und Kammerfrauen vorgeführt bekommen. Aus ihren heimtückischen Gesprächen erfahren wir, daß ein Fräulein von Valberg zur Favoritin des Fürsten zerrissen ist. Gleichzeitig beginnt man jedoch zu zweifeln, ob es sich

Gesandter entfernt werden soll. Das enthüllt sich in einer Szene von letzter höfischer Feinheit, in einem Gespräch zwischen dem Edelmann von Valberg und der Oberhofmeisterin-Exzellenz, einer durch das ganze Stück hindurch meisterhaft gezeichneten alten Dame von wirklicher Frömmigkeit und zugleich vollkommener Verhaftung in das Zeremoniell des Hofes. Unterdessen haben die Intriganten bereits die Fürstin orientiert, diese, aufs tiefste beleidigt, «rast». Langsam gewinnen wir Einblick in das bestehende Mißverhältnis zwischen dem fürstlichen Ehepaar. Andere Szenen dienen dazu, uns die völlige Unschuld Elisens eindrücklich zu machen. Ungeheuer ist dann das Aufsehen, als die Öffentlichkeit erfährt, daß die Fürstin Elise als Hofdame schroff refüsiert habe. Jetzt gibt es für den Bruder als Ehrenmann keine andere Lösung: Elise muß Hofdame werden, wenn auch nur für 24 Stunden.

Bereits zwei von den fünf Akten sind abgeschlossen, und wir befinden uns offenbar immer noch in der Exposition. Ihre Breite und Kompliziertheit läßt uns fühlen, daß es sich um mehr als eine Verführungs- oder Mätressengeschichte handelt. Schon die Sorgfalt, mit der das Wesen Elisens uns nahe gebracht wird, verrät das. Aber noch sehen wir nicht, wohin das Ganze führen soll, schon weil wir über die Rolle des fürstlichen Paares noch ungenügend orientiert sind. Das muß die noch in den dritten Akt hinein weitergeführte Exposition vollenden. Das ist ein Unikum im Œuvre Ifflands.

Schon in der zweiten Szene werden wir mit der Fürstin und dem Fürsten näher vertraut. Fassen wir kurz zusammen, was uns in mehreren sorgfältig disponierten Szenen schrittweise verständlich gemacht wird. Die fürstliche Ehe ist unglücklich, vor allem wegen des Stolzes der Fürstin. Sie fühlt sich dem Fürsten hinsichtlich ihrer Herkunft überlegen, von Anfang an stand sie ihrem Mann sehr distanziert gegenüber. Der Fürst sehnt sich nach ihrer Liebe.

Sein Gefühl für Elise ist nicht die Leidenschaft eines Wüstlings, er sucht in ihr das, was er in der Ehe entbehrt. Diese schwierigen Voraussetzungen machen eine Lösung des dramatischen Problems zuerst einmal unmöglich. Der Bruder Valberg verlangt von der Fürstin, daß sie die Ehre seiner unschuldigen Schwester durch die Ernennung zur Ehrendame wieder herstelle. Er wird aufs kränkendste abgewiesen, da die Fürstin in Elise nichts anderes als die Geliebte ihres Gatten sehen kann. Sie muß das dringende Auftreten Valbergs als unerhörte Kränkung ihrer fürstlichen Ehre empfinden und bricht in den Ruf aus: «Bin ich an diesen Hof gekommen, meiner spotten zu lassen? Für den Frevel will ich Genugtuung oder nicht das Leben haben.» Der Fürst sieht sich gezwungen, das seiner Gemahlin angetane Unrecht zu bestrafen. Er selbst gerät dadurch in Verzweiflung. In diesem Zustand bricht aus seinem zerrissenen Gemüt der Schwur hervor: Wenn die Valberg nicht hier bleibe, werde er seine Gemahlin nicht wieder sehen, was natürlich einen glücklichen Ausgang des Dramas aufs höchste erschwert. Valberg muß

Elise: «Ich begreife es nicht — wie hat eine Seele, die so gut aus diesem Auge blickt, so hart gegen uns sein können?»

Die Situation ist gefährlich, aber die Fürstin wird unsicher. Elise gibt nach einer Weile zu verstehen, daß sie die Härte der Fürstin verstehe: «Was müßten Sie nicht gelitten haben, wenn es — (offenbar wahr gewesen wäre, daß ich die Geliebte des Fürsten bin) und — da Sie nun glaubten, es wäre — So haben Sie alles gelitten. Aber behüte mich, Du guter Gott, daß ich dieser geliebten Frau je eine Träne koste!»

Fürstin (steht schnell auf): «Geliebt! — Wer liebt mich?»

Elise (mit Feuer): «Jedermann.»

Fürstin (gerührt): «Nur er nicht!»

Elise: «Alle Mütter zeigen unsere gute Fürstin ihren Töchtern als Beispiel der Sittsamkeit und Tugend! Nur —»

Fürstin (heftig): «Nur — Wie? Nur —»

Elise: «Ach — Ihre Durchlaucht erschrecken mich —»

Fürstin (sanfter): «Nein reden Sie — ich höre Sie gern.»

Die Fürstin hat einen Augenblick versucht, sich gegen die Offenheit des Mädchens zu schützen, dem die verborgene Neigung zum Fürsten eine unabwendbare Beredsamkeit verleiht.

Elise: «Ja, ich will reden: Es ist, als ob das ganze Land mir zuriefe: Rede! Es ist, als ob ein Strahl über uns leuchtete, und die Stimme eines guten Engels rief: — Gesegnet sei der Augenblick.»

Fürstin (erschüttert): «Er sei es!»

Elise: «„Es ist keine Vertraulichkeit in dieser Ehe“ habe ich oft unsere Mütter sagen hören — „Die liebe Fürstin geht ihrem Gemahl nicht genug entgegen — sie hält das unter ihrer Würde, und ein Fürst, der viel arbeitet, wünscht sich eine Hausfrau, und das ist sie nicht; sie ist streng gegen ihn und stolz ...“»

Noch einmal versucht die Fürstin sich gegen das junge Mädchen aufzulehnen, aber ohne Kraft. Elise fühlt das sofort und weicht geschickt aus:

«Wenn ich es nun nicht bin, die das sagt — denn wie könnte ich es wissen als vom Hörensagen? — wenn nun der gute Geist des Landes durch mich spricht, wenn dieser Augenblick Sie zur Untersuchung brächte — dahin — auch bei sich einen Fehler zu vermuten; wenn er so das Glück einer fröhlichen Ehe herbeiführte — ach — warum wollten Sie mich zurückweisen? Seien Sie nachgebend — ertragen Sie Ihren Gemahl, wo er ertragen werden muß — wie Sie mich jetzt ertragen.»

Fürstin: «Er liebt mich nicht.»

Noch versucht die so ins Innerste Angegriffene sich aufzubauen. Elise aber läßt nicht nach:

«O daß ich um Sie lebte, ich würde Sie lieben ... Ich würde Sie so bitten — so ungestüm, daß Sie solche Augenblicke dem Fürsten so reich belohnen wie glückliche Jahre.»

Noch wehrt sich die Fürstin mit den letzten Bitternissen ihrer Eheerfahrungen, aber dem unaufhaltsamen Ansturm des Mädchens muß sie nachgeben:

«Lassen Sie sich erbitten — geben Sie nach von Ihrer Fürstenwürde, seien Sie Frau, verbergen

sten heben Sie mich. Aus Liebe zu ihm wünschen Sie mich anders ...» Elise erschrickt über diesen Gedanken zu Tode.

Fürstin: «Ein glückliches Mädchen. Ich habe die Wahrheit gehört, rein und mächtig aus Ihrer edlen Seele. Ich werde handeln. In der Ferne werden Sie von meiner glücklichen Ehe hören — die Ihr Werk ist. (Bittend) In der Ferne.»

Damit beginnt noch eine sublimen Rührungszugabe zu der großen Rührszene.

Fürstin: «Die Ferne betrübt Sie? Sie lieben meinen Gemahl? Haben Sie es ihm gestanden?»

Das war natürlich nie der Fall. Elise ist nachdenklich, und das Resultat ihres Nachdenkens:

«Ich glaube nicht, daß ich ihn liebe — Ich — Ich bin nur vergnügt, wenn ich ihn sehe — und das ist — weil er so gut ist.»

Aber stillschweigend ist die Entfernung Elisens zwischen den beiden beschlossen.

Fürstin: «Entfernung gebe uns beiden Frieden.»

Es ist unvermeidlich, daß das Drama nach dieser Szene, auf die alles Frühere gerichtet war, absinken muß. Dramenschlüsse sind etwas sehr Schweres, nicht nur bei Rührstücken, aber besonders bei ihnen. Rührungen steigern ist relativ einfach, Rührungen abbauen unmöglich ... Das äußere Geschehen muß noch zu Ende geführt werden, und das kann höchstens unsere Neugierde befriedigen. Ein deutliches Zeichen ist die Tatsache, daß Elise nach einem kurzen Auftritt — das Verhältnis zu ihrem Bräutigam muß noch in Ordnung gebracht werden, mindestens so weit, daß man weiß, es wird nach einiger Zeit wieder gut werden — dem Blickfeld der Zuschauer entzogen wird und in die «Ferne» geht. Sonst handelt der fünfte Akt natürlich von dem fürstlichen Paar. Die endgültige Aussöhnung hat sich der Dichter selber schwer gemacht, durch den oben erzählten Schwur des Fürsten. Schön ist es, wie die Fürstin durch völlige Preisgabe ihres Stolzes das scheinbar Unmögliche möglich macht. Sie geht so weit, dem Fürsten zu gestehen: Die Valberg hat mich gelehrt, daß ich Sie liebe. Sie hat mir den Mut gemacht, es zu bekennen. Vor diesem Bekenntnis schwindet auch die Kraft des bösen Schwurs. Für unser heutiges Gefühl ist der Schlußeffekt fast unerträglich: Der Fürst zwischen der wiedergewonnenen Gattin und dem neu gewonnenen Freund, Elisens Bruder, seinem vormals geliebten Erzieher.

Viele der Ifflandschen Stücke enden mit solchen Knalleffekten. Dies scheint beinahe ein Grundübel der Rührstücke zu sein. Offenbar kann der in ständige Rührung getauchte Zuschauer nicht ohne bengalische Beleuchtung der *dramatis personae* in den Alltag entlassen werden.

Zum 85. Geburtstag Manfred Schröters ist eine Festgabe erschienen, herausgegeben von A. M. Kottanek. Das Werk umfaßt drei Bände: 1. «Philosophischer Eros im Wandel der Zeit» (Verlag Oldenbourg), 2. «Schelling-Studien» (Verlag Oldenbourg), 3. «Spengler-Studien» (Verlag Beck). Für den ersten Band hat unser Mitarbeiter Ernst Howald den Aufsatz über Ifflands «Elise von Valberg» geschrieben.

¹ Stiehler, Arthur, Das Ifflandsche Rührstück, Theaterw. Forschungen 16 (1898).